

## Vaihingers „Philosophie des Als Ob“.

Von Universitäts-Professor Dr. W. Switalski in Braunsberg (Ostpr.).

Die Philosophie der Gegenwart ist in zwei Lager gespalten: Auf der einen Seite gewinnt die Ueberzeugung, dass ein fruchtbares Philosophieren ohne Anerkennung letzter, unverrückbar fester, apriorischer Elemente unmöglich ist, vor allem seit den epochemachenden Untersuchungen Husserls immer zahlreichere Vertreter; anderseits sind aber die Anhänger der positivistischen und psychologistischen Richtung noch keineswegs gewillt, vor der „reinen Logik“ das Feld zu räumen; der anglo-amerikanische Pragmatismus schien ja der empiristischen Denkweise neue brauchbare Waffen zu liefern. Eine eigentümliche Sonderstellung nimmt der Neukantianismus der Marburger Schule ein. Energisch betont er die Notwendigkeit apriorischer, konstruktiver Prinzipien, aber, indem er ihre Feststellung von dem steten Flusse des Bewusstseinslebens abhängig macht, nähert er sich doch dem Relativismus der Erfahrungsphilosophie.

### I.

Von neuem entbrennt nun der Streit zwischen den beiden Lagern durch das gross angelegte Werk des bekannten Kantinterpreten Vaihinger, das als stolze Devise auf dem Titelblatt das Urteil F. A. Langes über die in ihm enthaltenen Untersuchungen zeigt: „Ich bin überzeugt, dass der hier hervorgehobene Punkt einmal ein Eckstein der philosophischen Erkenntnistheorie werden wird“. Von Anhängern des Psychologismus auf das freudigste begrüsst (vgl. z. B. W. Jerusalem in „Zukunft“ 25. Mai 1912, Julius Schultz in „Kantstudien“ XVII Heft 1 und 2 S. 85 ff.) findet es auf der Gegenseite eine ebenso entschiedene, zum Teil ironische Ablehnung (Ferd. Jakob Schmidt in „Preuss. Jahrb.“ Dezember 1911, April 1912), während objektivere Beurteiler eine zum mindesten reservierte Haltung unter Hervorhebung gewichtiger kritischer Bedenken einnehmen (Kurt Sternberg in „Kantstudien“ XVI Heft 2 und 3 S. 328–338; vgl. auch die sachliche, im wesentlichen ablehnende Stellungnahme M. Ettlingers im „Hochland“ November 1911 S. 243 f.).

<sup>1)</sup> Die Philosophie des Als Ob; System der theoretischen, praktischen und religiösen Fiktionen der Menschheit auf Grund eines idealistischen Positivismus. Mit einem Anhang über Kant und Nietzsche. Herausgegeben von H. Vaihinger. Berlin 1911, Reuther & Reichard. gr. 8°. XXXV und 804 S. geh. 16 *M.*, geb. 18 *M.*

Das Werk hat eine eigentümliche Geschichte: Der erste und zweite Teil ist in den Jahren 1876—78 im Manuskript fertiggestellt, und auch der dritte, historische Teil basiert (mit Ausnahme zweier kleinerer Abschnitte, die Kant und Nietzsche betreffen) der Sache nach vollständig auf Kollektaneen, die aus den Jahren 1875—78 stammen (V). So erklärt es sich, dass der Verfasser dieses Werkes, als er nach mehr als dreissig Jahren (im Jahre 1911) seine Veröffentlichung unternahm, sich nur als „Herausgeber“ bezeichnen wollte. Der inzwischen ergraute Autor, der an dem Werke seiner Jugend im wesentlichen nur redaktionelle Aenderungen vornahm, will damit andeuten, dass es einer entschwundenen Periode seiner Geistesentwicklung entstammt, so sehr er auch in den Grundzügen durchaus mit den im Werke gemachten Aufstellungen auch jetzt noch sich einverstanden erklärt, denn „ein philosophisches Werk, das nach dreissig Jahren veraltet ist, ist überhaupt nicht philosophisch im prägnanten Sinne des Wortes“ (VI).

Den Anlass zur Herausgabe des Werkes gab die Beobachtung, dass seit den achtziger Jahren immer entschiedener Strömungen in der philosophischen Denkbewegung sich geltend machten, die den in ihm behandelten Problemen und ihrer Lösung in mehr als einer Hinsicht verwandt sind. Der Verfasser nennt selbst diese Strömungen (IX f.): es ist zunächst der Voluntarismus, wie wir ihn einerseits bei Paulsen und Wundt und andererseits in engerem Anschluss an Fichte bei Eucken bzw. bei Windelband und Rickert vorfinden. An zweiter Stelle führt er die biologische Erkenntnistheorie eines Mach und Avenarius an. Hierzu kommt die Philosophie von Friedrich Nietzsche und die neueste Moderichtung, der Pragmatismus. Das sind die vier wichtigen Momente, welche heute — nach der Auffassung des Autors — das Verständnis seines Werkes erleichtern, „ja seine Einführung überhaupt wohl erst ermöglichen, Momente, die damals im Jahre 1877 noch völlig fehlten“ (IX).

Das Problem, das den Verfasser beschäftigt, formuliert er selbst kurz und prägnant: „Wie kommt es, dass wir mit bewusst falschen Vorstellungen doch Richtiges erreichen?“ (VII). Den Anstoss zu der Beschäftigung mit diesem logischen Problem gab ursprünglich „eine mehr stilistische Beobachtung“. „Philologische Studien“, so äussert sich der Verfasser in der ursprünglichen, im Werke nicht mit abgedruckten Vorrede (vgl. Kantstudien XVI Heft 1 S. 109), „hatten mich auf die Notwendigkeit geführt, dem logischen Werte der Partikeln besonders nachzuforschen; und unter den Partikeln reizten insbesondere die zusammengesetzten die Aufmerksamkeit, vornehmlich die Partikelverbindung »als ob« oder »wie wenn« war mir bei der Lektüre häufig aufgestossen“. „Bei dem eingehenden Studium der Mathematik, der Mechanik und der Philosophie und insbesondere derjenigen Kants fand ich jene Partikelverbindung häufig angewendet“. Die Fiktion als methodologisches Prinzip tritt auf diese Weise

dem Verfasser entgegen und regt ihn zu weiterem Nachdenken an. Die „logische Theorie der Fiktionen“, die hieraus im Geiste des Verfassers entstand, verdankt nach seiner eigenen Angabe mannigfache Anregung und Bestätigung den Ausführungen Langes in seiner „Geschichte des Materialismus“ (a. a. O.) und Lotzes geistvollen Bemerkungen über das Verhältnis von Fiktion und Hypothese (vgl. VIII). Seine Untersuchung nennt er in seinem ersten Vorwort direkt einen „Versuch, die Forschungen in der Psychologie, insbesondere Steinthals psychologische Gesichtspunkte mit den logischen Untersuchungen eines Lotze und Sigwart zu verschmelzen und besonders auf die erkenntnistheoretischen Fragen anzuwenden“ (a. a. O. 112).

Wie aktuell die Darlegungen Vaihingers sind, ersehen wir aus der von ihm selbst gegebenen Uebersicht über parallele Erscheinungen in der modernen philosophischen Literatur (XI ff.): Namen von gutem Klang, so z. B. Laas, Dilthey, Wundt, Meinong, H. Maier, Cornelius, Baldwin u. a., treten uns hier entgegen. Auf dem Gebiet der naturwissenschaftlichen Erkenntniskritik (Lipps, P. Volkmann, Poincaré, Enriquez a. a.), der Mathematik (Couturat, Russell, F. Klein), der Aesthetik (K. Lange, Groos u. a.), der Ethik (Marchesini, Simmel), der Religionsphilosophie und Metaphysik (Paulsen, Lipsius, Bergson, der Symbolo-Fideismus von Sabatier und der mit ihm zusammenhängende Modernismus usf.), und in den neueren Interpretationen der Kantischen Ideenlehre (Görland, B. Bauch, O. Ewald, Simmel u. a.) erblickt er geistesverwandte Bestrebungen. Vaihinger ist der Ueberzeugung, dass seine „Philosophie des Als Ob“, die nach seiner Ansicht die richtig verstandene Doktrin Kants im modernen Gewande bietet, als Konzentrationspunkt für alle genannten Tendenzen dienen kann (XIV, XV). Mit einer unserer Meinung nach bemerkenswerten Anpassung an die neu-idealistische, auf Fichte, Schelling und Hegel zurückführende Strömung der Gegenwart nennt er seine Stellungnahme zu den philosophischen Problemen nicht mehr, wie im ursprünglichen Vorwort (a. a. O. 112), einfach „kritischen Positivismus“, er bezeichnet sie jetzt in etwas paradoxer Weise als „idealistischen Positivismus“ (XIV): „denn“, so fügt er zur Erklärung bei, „sie erkennt ja eben (neben aller Mahnung zur kritischen Auslese) den hohen ästhetischen und ethischen Werth der religiösen Fiktionen an und tritt für deren Aufrechterhaltung mit Entschiedenheit ein“.

Man darf somit gespannt sein, den eigentlichen Lehrgehalt dieses Systems genauer kennen zu lernen.

## II.

Charakteristisch für die Untersuchungsmethode Vaihingers ist die un-ingeschränkte Anwendung der biologischen Auffassungsweise auf die Durchforschung der logischen Probleme. Er betont mit Recht (9): „Wenn

man als Zweck des Denkens die Erkenntnis („Theorie“) ansieht, so wird man die logischen Funktionen ganz anders betrachten, als wenn der Zweck des Denkens und Erkennens schliesslich ins Praktische gesetzt wird“. Er selbst entscheidet sich nun für das zweite Glied dieser Alternative: Wie die physiologischen Vorgänge, wie ferner „die Vorstellungsbewegung... in ihrer stetigen Abänderung in hohem Grade die Anforderung der Zweckmässigkeit“ (2) erfüllt, so gehören auch die Denkprozesse zu den organischen Bildungsvorgängen. „Die Psyche ist... eine organische Gestaltungskraft. (Steinthal), welche das Aufgenommene selbständig zweckmässig verändert und ebenso sehr das Fremde sich anpasst, wie sie sich selbst dem Neuen anzupassen vermag“ (a. a. O.). „So ist (auch) die logische Funktion eine Tätigkeit, welche ihren Zweck passend erfüllt und zur Erfüllung dieses Zweckes sich den Verhältnissen und den Gegenständen zu akkommodieren, zu adaptieren versteht“ (4). Der Zweck der Denkfunktion besteht aber in der Aufgabe, aus den gegebenen „Empfindungsverbänden“ „ein solches Weltbild“ zu produzieren, „dass nach diesem das objektive Geschehen berechnet und unser handelndes Eingreifen in den Gang der Geschehnisse erfolgreich ausgeführt werden könne“ (5). Das Denken findet also seine Bestimmung „in der Verarbeitung und Vermittelung des Empfindungsmaterials zur Erreichung eines reicheren und volleren Empfindungslebens“ (8). All die „kunstreichen Hilfsmittel“ und „verwickelten Prozesse“, deren das entwickelte Denken sich bedient, entstehen „nur durch die ungemein sinnreiche Modifikation und Spezifikation (einiger) weniger Grundtypen und Grundgesetze, die sich, teils gedrängt durch die äusseren Voraussetzungen und Umstände, teils getrieben durch immanente Entwicklungskeime, zu jenem reichen, unendlichen Wissenssysteme entfalten, auf das der Mensch so stolz ist“ (9). „Die eigentlichen Grundprozesse verlaufen (aber) in dem Dunkel des Unbewussten“. „Es handelt sich (also) für die Logik darum, die dunkel und unbewusst arbeitende Tätigkeit des Denkens zu beleuchten“ (10). „Die eigentliche Kunst des Denkens ist, das Sein auf ganz anderen Wegen zu erreichen, als diejenigen sind, welche das Sein selbst einschlägt“ (11, vgl. Lotze). „Vom Standpunkt des objektiven Geschehens aus betrachtet, sind die Operationen des Denkens oft recht verschlungen und erscheinen sogar oft als unzweckmässig, ja, sie sind es nicht selten auch; ... gerade darin bewährt sich die organische Natur der logischen Funktion, dass sie immer zweckmässiger, eleganter, sparsamer reagiert“ (a. a. O., vgl. Avenarius). „Die Wege des Denkens“ dürfen also nicht „für Abbilder der realen Verhältnisse selbst“ genommen werden, aber ihre „Zweckmässigkeit manifestiert sich darin, „dass die logischen Funktionen, wenn sie nach ihren eigenen Gesetzen arbeiten, schliesslich doch immer wieder mit dem Sein zusammen-treffen“ (12).

Wichtig für das nähere Verständnis dieser „Wege des Denkens“ ist nun die Unterscheidung der „Kunstregeln“ und der „Kunstgriffe“ des Denkens: „Kunstregeln sind das Zusammen aller jener technischen Operationen, vermöge welcher eine Tätigkeit ihren Zweck, wenn auch mehr oder weniger verwickelt, so doch direkt zu erreichen weiss, und welche aus der Natur jener Tätigkeit und der sie reizenden Umstände unmittelbar folgen“. „Kunstgriffe aber sind solche Operationen, welche, einen fast geheimnisvollen Charakter an sich tragend, auf eine mehr oder weniger paradoxe Weise dem gewöhnlichen Verfahren widersprechen“ und dabei „Schwierigkeiten, welche das bezügliche Material der betreffenden Tätigkeit in den Weg wirft, indirekt zu umgehen wissen“ (17). Die „Fiktionen“ sind nun solche „Kunstgriffe“, sie sind „Hilfsbegriffe und Hilfsoperationen des Denkens“ (18). „Die Fiktionen sind psychische Gebilde. Aus sich selbst spinnt die Psyche diese Hilfsmittel heraus; denn die Seele ist erfinderisch; den Schatz an Hilfsmitteln, der in ihr selbst liegt, entdeckt sie, gezwungen von der Not, gereizt von der Aussenwelt“ (18 f.).

„Als allgemeiner Typus der Fiktion“ ist „die Formierung solcher Vorstellungsgebilde“ zu nennen, „welche in der Wirklichkeit keinen Vertreter finden“ (24). Von den eigentlichen Fiktionen, „welche nicht nur der Wirklichkeit widersprechen, sondern auch in sich selbst widerspruchsvoll sind“, sind nun aber die „Halbfiktionen“ zu unterscheiden, „Vorstellungsgebilde, welche nur der gegebenen Wirklichkeit widersprechen, resp. von ihr abweichen, ohne schon in sich selbst widerspruchsvoll zu sein“ (24). Zu den ersteren rechnet Vaihinger den Begriff des Atoms, des Dinges an sich u. ä., während er als Beispiel der letzteren die künstliche Einteilung anführt. „Das Denken beginnt zuerst mit leichteren Abweichungen von der Wirklichkeit (Halbfiktionen), um zuletzt, immer kühner geworden, mit solchen Vorstellungsgebilden zu operieren, welche nicht mehr bloss dem Gegebenen widersprechen, sondern auch in sich selbst widerspruchsvoll sind“. Beide Arten sind also nicht streng geschieden, sondern durch allmähliche Uebergänge verbunden (a. a. O., vgl. 123).

Der Begriff der „Fiktion“, in dem „das freigestaltende Moment“ „das hervorstechendste Merkmal“ (129) ist, ist aber noch nicht eindeutig genug festgestellt: es gilt, die wissenschaftliche Fiktion von anderen, besonders von den ästhetisch-praktischen Erdichtungen abzugrenzen (129 f.). Vaihinger schlägt vor, den Namen „Fiktion“ für den wissenschaftlichen Kunstgriff zu reservieren und darunter „jede bewusste, zweckmässige, aber falsche Annahme“ (130) zu verstehen. Bei allen Erdichtungen ist „die Apperzeption einer Wahrnehmung durch ein Analoges das Grundmotiv“ (130, vgl. Steinthal). Die ursprünglichsten Fiktionen oder, wie Vaihinger sie nennen will, „Figmente“ sind nun die mythologischen „Gebilde, welche aus empirischen Elementen frei zusammengesetzt sind“. Von den eigentlichen „Fiktionen“ scheidet sie der Mangel jeder Zweckbestimmung

hinsichtlich einer genaueren Anpassung an die Wirklichkeit. Dasselbe gilt von den „ästhetischen Fiktionen“ (131 f.), die aber insofern mit den wissenschaftlichen sich vergleichen lassen, als beide „nicht Selbstzweck, sondern Mittel zur Erreichung höherer Zwecke“ sind. Ueber die Auswahl der „guten“ Fiktionen entscheidet in der Aesthetik „der gute Geschmack“, in der Wissenschaft „der logische Takt“ (132 vgl. 134 f.). „Diejenige Vorstellung ist »wahr«, welche den Zweck alles Denkens am besten erfüllt, nämlich das Objektive zu berechnen, zu begreifen. Diejenige ästhetische Fiktion ist »schön«, welche den Zweck des Dichtens, nämlich ästhetische Empfindungen zu erwecken, am besten erfüllt“ (136). Besonders wertvoll ist die Abweisung des „reinen Positivismus“, die Vaihinger in diesem Zusammenhange bietet: „Nur die stumme Anschauung, die schweigende Beobachtung z. B. eines Registrierapparates oder eines sonstigen Instrumentes oder Vorganges ist reiner Positivismus“ (139). „Selbst der nüchternste Beobachter in der Wissenschaft, der vollendete Positivist, kommt nicht ohne Fiktionen aus; „denn selbst das geringste, nüchternste Urteil (ist) nicht ohne Kategorien möglich — und dies sind schon Fiktionen“ (138). — Wie übrigens die wissenschaftliche Fiktion mit der „willkürlichen Annahme“ nicht zusammenfällt (vgl. auch 140), so ist sie auch von Begriffen, wie „Irrtum“ und „Lüge“, zu trennen, sofern man darunter „überflüssige und unzweckmässige“ (141) oder „unerlaubte“ (142) Gebilde versteht. Allerdings sind diese Begriffe nach Vaihinger unter einander nahe verwandt, so dass er nicht nur behauptet, das höhere Leben beruhe auf edlen Täuschungen, sondern geradezu das paradoxe Urteil fällt, „dass Wahrheit nur der zweckmässigste Irrtum sei“ (143; vgl. 192).

Noch gilt es, „Fiktion“ von „Hypothese“ abzugrenzen (143 ff.). Beide sehen sich äusserlich sehr ähnlich, aber, während die Hypothese „stets auf die Wirklichkeit geht“, während sie „als wahr, als wirklich, als realer Ausdruck eines Realen“ nachgewiesen werden will (144), beurteilen wir die Fiktion nach ihrer Zweckmässigkeit (144 Anm.). „Hypothese und Fiktion sind nicht etwa graduell verschieden, sie sind qualitativ anderer Natur“ (147). Die Hypothese soll verifiziert werden, die Fiktion dagegen, „soweit wir sie als provisorisches Hilfsgebilde bezeichnet haben, soll im Laufe der Zeit wegfallen und der wirklichen Bestimmung Platz machen, soweit sie aber echte Fiktion ist, soll sie wenigstens logisch ausfallen, sobald sie ihre Dienste getan hat“ (147; vgl. 127, 172). Die Fiktion kann man „mit einem Balkengerüste vergleichen, das nach vollendetem Bau wieder abgebrochen wird, die Hypothese dagegen mit dem Balkengerüste, welches in dem Bau selbst mit verwertet wird als integrierender Teil des Baues“ (148 Anm.). „Die Hypothese ist also ein Resultat des Denkens, die Fiktion ein Mittel und eine Methode desselben“ (149). „Die Hypothese will entdecken, die Fiktion erfinden“ (a. a. O.). „Der Verifizierung der Hypothese entspricht die Justifi-

zierung der Fiktion“ (150; vgl. 610). Trotz dieser Häufung prägnanter Unterschiede gesteht freilich der Verfasser, dass eine Scheidung in concreto sehr schwierig ist. Die Grenzen beider spielen eben in einander. „Was heute Hypothese ist, kann morgen Fiktion sein; ja was dem einen Fiktion ist, kann dem andern Hypothese sein“ (153; vgl. auch 603—612).

Die sprachliche Ausdrucksform der Fiktion wird für gewöhnlich durch die Partikel „als ob“ oder „wie wenn“ (lat.: quasi, sicut; engl.: as if; franz.: comme si, que si; griech.: ὡς εἰ (ὡσεῖ), ὡς εἶτε [Druckfehler: ὡς εἰ] eingeleitet (155). „Der psychische Vorgang (des damit bezeichneten) Gleichnisses besteht nach Steinthal darin, dass eine Anschauung durch ein Verhältnis apperzipiert wird, nicht durch den Inhalt einer Vorstellungsgruppe also, sondern nur durch die Form derselben“ (a. a. O.). Steinthal übersieht aber, wie Vaihinger hinzufügt (157), dass sich Fiktionen auf vergleichende Apperzeptionen zurückführen lassen, d. h. dass Komparativgruppen neu geschaffen werden (155 f.): „Wenn nämlich die vergleichende Apperzeption nicht direkt möglich ist, weil die Kluft zwischen der Apperzeptionsmasse und dem zu Apperzipierenden zu gross ist, so wird ein Mittelbegriff formiert; indem dieser Mittelbegriff die beiden widersprechenden Elemente, von der Apperzeptionsform ein Element (beim Atom z. B. Unteilbarkeit des unendlich Kleinen) und von der zu apperzipierenden Vorstellung das entgegengesetzte (beim Atom: ins Unendliche teilbare Ausdehnung) in sich vereinigt, kann er die Vermittelung ermöglichen, indem dann das zu Apperzipierende zuerst von dem Mittelbegriff und dieser Mittelbegriff selbst dann erst von der ersten Apperzeptionsform apperzipiert wird“ (157). „Schliesslich kommen alle Fiktionen auf versuchte Vergleiche hinaus“ (a. a. O.). „Demnach ist die Vergleichung und schliesslich die Verschmelzung des Gleichen in der Seele das eigentliche psychologische Prinzip der Logik und Erkenntnistheorie“ (158). Aber die Vergleichung ist bei der Fiktion ganz eigener Art: sie ist weder reale Analogie, noch auch ein blosser Tropus (162): Die Fiktion setzt eine an sich unmögliche Bedingung und fügt die Forderung bei, trotzdem „die Annahme formal aufrecht zu erhalten“ (163; z. B. „die Materie muss so betrachtet werden, wie sie zu behandeln wäre, wenn sie aus Atomen bestehen würde“ [a. a. O.]). Als Hypothese würde dieselbe Annahme in eine andere Form zu kleiden sein, etwa so (166): „Nur unter der Voraussetzung, dass und wenn es Atome gibt, ist die empirische Erscheinung der Phänomene erklärbar“ (zum Sinn der Als-ob-Betrachtung vgl. auch 578—591).

Eine „Aufzählung und Einteilung der wissenschaftlichen Fiktionen“ zeigt uns nun, wie weit verbreitet, ja geradezu das ganze Denken durchdringend die Anwendung dieses Hilfsmittels nach Vaihinger ist (25—123, 328—578). Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, alle einzelnen

„Fiktionen“ aufzuzählen. Wir beschränken uns vielmehr darauf, die Gedankengänge hervorzuheben, die entweder unsere Zustimmung oder unseren Widerspruch besonders herausfordern. Da werden wir zuerst uneingeschränkt die Bemerkung billigen können, dass „die ideale Isolierung und Spaltung des Gegebenen, die diskursive Trennung desselben in verschiedene Seiten einer der am meisten angewandten Kunstgriffe des Denkens“ ist (34). „Wo wir nicht die Gesamtheit der Verhältnisse (bei der „oft unendlich komplizierten Verflochtenheit der Wirklichkeit“ 341) übersehen können, abstrahieren wir von einem Teile freiwillig; wenn wir das Gesamtergebnis vieler gleichzeitiger Ursachen nicht zu berechnen imstande sind, lassen wir einige weg und vereinfachen das Problem“ (343). Diese „neglektive oder abstraktive Methode“ veranschaulicht er an einem „Standardbeispiel“ (29; vgl. 343 f.), nämlich an der „Art und Weise, auf welche Adam Smith die Nationalökonomie begründete“. „Mit sicherem Takte griff er die Hauptsache heraus, nämlich den Egoismus, und formulierte seine Annahme so, dass alle menschlichen Handlungen . . . so betrachtet werden können, als ob ihr treibendes Motiv einzig und allein der Egoismus wäre“. Vaihinger unterlässt es aber auch nicht, das Gebiet zu nennen, auf dem die genannte Methode die fruchtbarsten Ergebnisse gezeitigt hat: ich meine die theoretische Mechanik. „Gerade in der Berechnung der mechanischen Verhältnisse der Körper werden zur leichteren Ausführung dieser Berechnungen Nebenursachen vernachlässigt und die ganze mechanische Bewegung usw. betrachtet, als ob sie nur von jenen abstrakten Faktoren abhänge“ (30 f.).

Der Nominalismus, dem der Verfasser als Positivist huldigt, zeigt sich naturgemäß deutlich bei der Betrachtung der abstrakten Begriffe und der Allgemeinbegriffe (vgl. „Summatorische Fiktionen“ 53 f., 399—417; „Methode der abstrakten Verallgemeinerung“ 76—79, 383—398): Die Allgemeinbegriffe sind „rein summatorische Fiktionen, d. h. Ausdrücke, in denen eine Summe von Phänomenen nach ihren Hauptzügen zusammengefasst wird“. „Die begrenzende Macht für den oft unbestimmten Umkreis und Inhalt des allgemeiner Begriffs ist der Gestalttypus, der den einheitlichen Charakter vieler Wahrnehmungen ausmacht. Dieser einheitliche Charakter liegt in den Wahrnehmungen selbst und bewirkt eben die psychomechanische Verflechtung und Assoziation der Vorstellungen“ (400). Der Zweck des Allgemeinbegriffes, von dem Vaihinger die Allgemeinvorstellung nicht scharf genug trennt (400 f.), beruht in der Ermöglichung des Klassifizierens, Ordners, Begreifens, Beweisens und Schliessens (401, Steinthal). So hat diese reine Fiktion doch eine „positiv-praktische Berechtigung“ (401 Anm.). „Man kann die Allgemeinbegriffe Gleichheitszentren nennen, welche die logische Bewegung der Vorstellungen regulieren“ (407). „Die Allgemeinbegriffe und Allgemeingesetze spielen also nur eine dienende Rolle. Wie der Hebel weggelegt wird, wenn er seine Arbeit

getan hat, so tritt das Allgemeine auf die Seite, nachdem es zur Bestimmung des Einzelnen gedient hat“ (408). Zu diesen „summatorischen Fiktionen“ gehört nun aber nach Vaihinger auch „der Begriff eines Dinges . . ., und die Redeweise, dass das Ding eine Eigenschaft habe, beruht auf der Hilfsvorstellung, als ob dieses Zusammen noch etwas ausser und neben den Eigenschaften wäre, wie die Gattung noch als etwas ausser und neben der Vielheit der Einzeldinge Existierendes gedacht wird“ (412: „Abbréviation vermittelst Hilfsworten“).

Auch die abstrakten Begriffe, die übrigens von den Allgemeinbegriffen wenigstens theoretisch scharf zu sondern sind (399, 2: „Isolation“ und „Generalisation“), sind „Fiktionen“: „Die abstrakten Begriffe sind . . . Partialbegriffe, welche von ihrem Ganzen losgerissen sind“ (384). „Der Fehler aller Scholastik besteht darin, dass sie aus diesen Fiktionen selbständige Wesen macht“ (386). „Man verwechselt Faktum und Fiktum, . . . man nimmt das Instrument für die Sache, zu deren Bearbeitung es dient“ (394). „Einer der genialsten Kunstgriffe des Denkers“ (Denkers?) ist die „Methode der abstrakten Verallgemeinerung“ (78), durch deren Anwendung „das Bestehende, Einzelne allgemein genommen als Spezialfall vieler anderer Möglichkeiten“ gedacht wird (als Beispiele mögen Begriffe wie der „n-dimensionale Raum“, das „Bewusstsein überhaupt“ dienen). Eng verwandt damit ist das Verfahren, das Vaihinger (meines Erachtens missverständlich) „die Methode der unberechtigten Uebertragung“ nennt (80): Er versteht darunter Kunstgriffe, wie sie die Mathematik vorzugsweise verwendet. Subsumtion des Krümmen unter das Gerade, des Kreises unter die Ellipsenformel, Anwendung des Infinitesimalbegriffs zur rechnerischen Bewältigung des Stetigen usw. (80—86, 451—571).

Die soeben berührten mathematischen Kunstgriffe bahnen uns den Weg zum Verständnis der „juristischen Fiktionen“ (46—49): Beide sind „reine Produkte einer freischaffenden Tätigkeit des menschlichen Geistes“ (70; vgl. 47). „In der *fictione juris* wird etwas Nicht-Geschehenes als geschehen oder umgekehrt betrachtet oder wird ein Fall unter ein analoges Verhältnis gebracht in einer Weise, die der Wirklichkeit schroff widerspricht“ (48).

In die modernsten Gedankenkämpfe und zugleich in das Zentrum der Denkweise Vaihingers werden wir bei Betrachtung der „symbolischen Fiktionen“ (39—46) hineinversetzt. Das Apperzeptionsmittel der „symbolischen“ Fiktion ist ebenfalls die Analogie. Mythologie und Poesie sind die Gebiete, auf denen sie besonders Anwendung findet. Die Auffassung der religiösen Lehren als reine Symbole geht, wie bekannt, auf Kant zurück. Vaihingers Verdienst ist es, erschöpfende Quellenbelege für den religiösen Symbolismus Kants beigebracht zu haben (vgl. u. a. 638, 641, 647—655, 683 ff., 689 ff., 710, 734 f.) Instruktiv ist auch die „Nachlese aus Kants Briefen, Vorlesungen und nachgelassenen Papieren“ (711 ff.). Als eifrigen Verfechter des Symbolismus in der Religion und damit als Fort-

setzer von Kants echter Lehre nennt Vaihinger Forberg, dessen in dieser Frage grundlegender Aufsatz über die „Entwicklung des Begriffs der Religion“ in der Philosophiegeschichte bisher nicht hinreichend gewürdigt wurde (736—753). Von Forberg und von Fichte zugleich ist Schleiermacher beeinflusst (753; vgl. 40 f.), von dem freilich wie von den übrigen symbolistischen Theologen (De Wette, Biedermann, Lipsius) die Grenze zwischen religiösen „Fiktionen“ und „Hypothesen“ nicht genügend beachtet wird. Ganz in die Bahnen der reinen „Fiktionen“ lenkt dagegen F. A. Langes „Standpunkt des Ideals“ ein (755 ff.), dessen für die gesamte Fiktionstheorie charakteristische Ansicht der Verfasser im allgemeinen zustimmend ausführlich darlegt (755—771; vgl. auch das über Nietzsche Gesagte: 788—790). Wie für die symbolistische Religionsphilosophie Gott nicht „Vater“ der Menschen, sondern nur so zu betrachten ist, „als ob er es wäre“ (41), so ist für diese Denker auch die Metaphysik überhaupt „Metabolik, Hyperbolik, Metaphorik“ (42). Ja, das gesamte Erkennen, insofern es nur an der Hand „analogischer Apperzeptionen“ erreicht wird, ist eigentlich nur „symbolisches“ Vorstellen (42 f.). Allerdings unterscheidet Vaihinger zwischen „realen“ und „bloss fiktiven“ Analogien (45), doch im Rahmen seiner Gesamtauffassung besteht diese Sonderung schwerlich zu Recht (vgl. z. B. 88—90). — Wie alle Fiktionen, so haben auch die symbolischen praktische Bedeutung: so die „Fiktion“ der Freiheit, der Unsterblichkeit und des höchsten Ideals (59—69) als „fiktive Grundlagen der Sittlichkeit“, so der Begriff des „Unendlichen“ als Hilfsgebilde der Forschung (87 ff.), so endlich auch der Begriff des „Absoluten“ (114—116): „Auf dem Standpunkt des kritischen Positivismus gibt es also kein Absolutes, kein Ding an sich, kein Subjekt, kein Objekt; es bleiben einzig und allein die Empfindungen übrig, welche da sind, welche gegeben sind, aus denen die ganze subjektive Welt aufgebaut ist in ihrer Scheidung physischer und psychischer Komplexe“.

Wir sind damit bereits bei den erkenntnistheoretischen Konsequenzen der „Fiktionstheorie“ angelangt. Vaihinger widmet ihnen einen besonderen Abschnitt: „Aus dem Chaos der Empfindungen tritt die geschiedene Anschauung hervor“. „Die Anschauung ist schon ein durch die psychische Attraktion der Elemente zu Stande gekommener Verband von Empfindungserkenntnissen“ (286). „Wenn die Psyche das ihr dargebotene Material der Empfindungen, also die ihr einzig und allein gegebene Grundlage mit Hilfe der logischen Formen verarbeitet, wenn sie das Empfundene sieht und von dem gegebenen Empfindungsmaterial gemäss jenen logischen Funktionen geradezu Teile wegschneidet und andererseits zu dem unmittelbar Gegebenen subjektive Zusätze beimischt — und eben in diesen Operationen besteht der Erkenntnisprozess —, so entfernt sie sich von der ihr gegebenen Wirklichkeit“ (287). Hier setzt die Frage ein: „Wie kommt es, dass — trotzdem wir im Denken mit einer verfälschten Wirklichkeit

rechnen — doch das praktische Resultat sich als richtig erweist“ (289)? „Die richtige (kritische) Stimmung, welche wir den logischen Funktionen und ihren Produkten entgegenbringen sollen“ (293), wird in uns durch die Erwägung hervorgebracht, dass „das Denken und die logische Funktion nicht der Mittelpunkt (ist), in dem die Radian der Welt zusammenlaufen“, dass vielmehr die logische Funktion „im Haushalte der Natur (nur) eine bescheidene Rolle (spielt)“ (292). „Der wahre Kritizismus oder logische Positivismus geht vorurteilsfrei und kalt an die Untersuchung des Denk-instrumentes“ (295). Er ist gewöhnt, „in den Denkgebilden zunächst nur subjektive Produkte zu sehen“ (a. a. O.) und „fordert für die Annahme der Realität eines jeden Denkgebildes und jeder logischen Bildungsform einen speziellen Beweis“ (296). Von diesem „allein gültigen und brauchbaren Grundsatz“ aus erscheint nun „die Differenzierung des Empfindungschaos in Dinge und Eigenschaften“, in „Ganzes und Teile“ (wie überhaupt alle kategoriale Einordnung) als „rein subjektive Tat“ (297). Nur die Kategorie der Zeit scheint eine Ausnahme zu machen, denn wir hören (298): „Gegeben sind der Seele ausser dem Material der Empfindungen als solcher noch die Zeitverhältnisse, in welcher (welchen?) sie in dieselbe eintreten“. „Mit der blossen Einfügung, Subsumtion der Empfindungen unter die Kategorien (ist) noch gar keine Erkenntnis gewonnen“ (302). Die Kategorien haben als „Mittel zu praktischem Handeln sehr hohen Wert“, aber keinen „eigentlich wissenschaftlichen Erkenntniswert“ (303). Die Erkenntnis ist „gewissermassen nur das Abfallprodukt der logischen Funktion“ (307). „Die Kategorien sind nichts als bequeme Hilfsmittel, um die Empfindungsmassen zu bewältigen“. „Begreifen ist ein aus der empirischen Umsetzung der Empfindung in Kategorien uns wohlbekanntes Lustgefühl“. „Der Wunsch, die Welt zu begreifen, ist nicht bloss ein unerfüllbarer, er ist auch ein törichter Wunsch“ (310). „Die Welt selbst (ist) nicht begreiflich, nur wissbar“ (311). Unter „Wissen“ der Welt versteht dabei Vaihinger im Sinne des Positivismus das Herausschälen des Gegebenen in seiner „nackten Reinheit, mit Zerstörung aller subjektiven Auffassungsformen und Zutaten und mit bewusster Erkenntnis der Fiktionen als Fiktionen d. h. als notwendiger, brauchbarer, nützlicher Hilfsbegriffe“ (a. a. O.). Die Meinung, dass die Anwendung der Kategorien uns wahre Erkenntnis verschaffe, beruhe auf der „petitio principii“: „was ein richtiges Handeln ermöglicht, . . . muss auch objektiv wahr sein“ (326). Demgegenüber betont Vaihinger noch einmal: „Das eigentlich Wertvolle an den logischen Formen und Gesetzen ist immer nur das empirisch Beobachtete, nämlich das Vorhandensein unabänderlicher Sukzessionen und Koexistenzen, nicht aber die spezielle Form, in welche diese Beobachtung gekleidet ist“, nämlich die kategorialen Aussagen. Diese sind nur „Vehikel zur Einleitung und Führung des Prozesses der Vorstellungsbewegung“ (327).

Die vielseitige Anwendung der „Fiktion“ im modernen Wissenschaftsbetriebe und ihre erkenntnistheoretische Bedeutung veranlasst Vaihinger, die „fiktive Tätigkeit der Deduktion und Induktion als ein gleichberechtigtes drittes Glied im System der logischen Wissenschaft“ hinzuzufügen (124). Werden doch „durch die Fiktion Vorstellungsgebilde und Formen geschaffen . . . , welche verschiedene einzelne Fälle . . . zu vergleichen ermöglichen . . . , die ohne sie nicht oder nicht so leicht in Beziehung gesetzt werden könnten“ (188). Das „fiktive Urteil“ bildet eine „Modalitätsform“ für sich. Es unterscheidet sich auch von dem ihm sonst verwandten „problematischen“ Urteil: denn „das (fiktive) Urteil wird vollzogen mit gleichzeitigem Protest gegen objektive Gültigkeit, aber mit ausdrücklicher Wahrung der subjektiven Bedeutung“ (592 f.). Sonach ist das fiktive Urteil eine höchst eigentümliche Komplikation, es ist negativ, insofern die Gleichsetzung von A und B als eine ungültige deutlich ausgesprochen wird; es ist positiv, insofern die Möglichkeit, dieses ungültige Urteil doch als gültig zu behandeln, bejaht wird; in dieser selben Hinsicht ist es auch kategorisch, während es doch andererseits einen hypothetischen Bestandteil enthält; . . . es ist problematisch, assertorisch, sogar eventuell apodiktisch, insofern es diese Behandlungsweise einfach ausspricht oder ihre Möglichkeit oder Notwendigkeit besonders hervorhebt“ (594). „Zwischen dem Handeln als ob und dem Meinen, Glauben, Wissen, dass — besteht nicht eine graduelle Differenz, sondern eine spezifische“ (598). An dieser Eigenart des fiktiven Urteils ändert der Umstand nichts, dass es oft — missverständlich genug — in einfach kategorischer Form ausgesprochen wird (601; z. B. „der Kreis ist ein Polygon“). In einer „Übersicht der fiktiven Elementarmethoden“ (116—123) bietet nun Vaihinger einen ersten Entwurf einer methodologischen Behandlung dieses eigenartigen logischen Gebildes. Er versucht durch „Aufzählung der fiktiven Grundprozesse“ den Weg zu einem natürlichen System der Fiktionen zu bahnen. Als „ersten fiktiven Denkprozess“ führt er die Zerlegung an: Das gegebene Wirkliche, aber Unbegreifliche wird in zwei zusammengehörige Werte zerlegt: man „erreicht dadurch erstens die Möglichkeit praktischer Berechnung, zweitens den Schein der Begreiflichkeit“ (117): Einheit — Vielheit, Ding — Eigenschaft, Ursache — Wirkung, Subjekt — Objekt, überhaupt alle Kategorien sind Beispiele für dieses Denkverfahren. Besonders in der Mathematik und Physik ist diese Methode gebräuchlich (116, 118). Aus diesem Verfahren ergibt sich die Regel: „Fiktive Wertpaare, in welche das Wirkliche künstlich zerlegt ist, haben nur zusammen Sinn und Wert“ (118). — „Dem Prozess der Zerlegung steht der entgegengesetzte der Zusammenfassung zur Seite“. „Das beste Beispiel hierfür sind die Allgemeinbegriffe“ (119). Zusammenfassende Ausdrücke „ermöglichen nicht bloss Beschleunigung der Rechnung, sondern auch leichtere Behaltbarkeit und ausserdem Verallge-

meinerung der Resultate, Uebersichtlichkeit der Ausdrücke“; aber auch sie dürfen nicht für das Wirkliche gehalten werden, sondern nur die zusammengefassten „x, y, z usf.“ (119 f.). — „Die dritte fiktive Grundmethode ist die symbolische Bezeichnung“ (120). „Als ein vierter Grundprozess ist etwa zu bezeichnen die Isolierung“ (121), als fünfter die „Generalisation“ und endlich die „unberechtigte Uebertragung“ (z. B. Subsumtion des „Krummen“ unter das „Gerade“, s. oben). — Wenn wir nun aber verstehen wollen, wie wir durch Fiktionen, also durch bewusste Abweichungen von dem Tatbestande, gleichwohl zu „richtigen“ Resultaten gelangen, so müssen wir noch einer Methode gedenken, nämlich der „Methode der Korrektur willkürlich gemachter Differenzen“ (194—219). Bereits Lotze macht auf die Notwendigkeit aufmerksam, die bei einer künstlichen Einteilung sich ergebenden Kombinationen „durch nebenhergehende Ueberlegung, durch eine Schätzung des verschiedenen Wertes der Merkmale . . ., welche auf Kenntnis der Sache, auf richtigem Gefühl, oder nur auf einem erratenden Geschmack beruhen“, zu berichtigen (195 f.) Bei den abstraktiv-neglektiven Fiktionen besteht die Korrektur darin, dass „die vernachlässigten Elemente . . . nachher wieder zu ihrem Rechte kommen (müssen), wenn nicht Irrtümer entstehen sollen“ (197). In den Fällen, in welchen „die fiktive Subsumtion . . . durch Vermittelung eines fiktiven Vorstellungsbildes stattfindet“, muss der Fehler „rückgängig gemacht werden, indem das fiktiv eingeführte Gebilde einfach wieder hinausgeworfen wird. Beruht aber die Einführung auf einem logischen Fehler, so kann das Hinauswerfen auch nur durch einen logischen Fehler stattfinden“ („Methode der entgegengesetzten Fehler“, vgl. 197 f.). „Der ganze Fortschritt des Denkens beruht nur auf solch entgegengesetzten Operationen oder Fehlern: in diesem Hin und Her besteht einzig und allein der logische Fortschritt, der keine gerade Linie ist, sondern ein beständiges Lavieren gegen einen ungünstigen Wind“ (208). So ist „das Denken ein regulierter Irrtum“ (217), und in diesem Sinne nennt Vaihinger, wie bereits hervorgehoben, die Wahrheit den „zweckmässigsten Irrtum“ (vgl. noch 192, 217), ein paradoxes Wort, mit dem wir passend die Quintessenz des Vaihingerschen Werkes kennzeichnen können.

### III.

Vaihinger beschliesst die Vorrede seines Werkes mit dem vielverheissenden Ausspruch: „So wie es nun ist, mag es manchem das lösende Wort in quälenden Problemen bringen, manch anderen aus dogmatischer Ruhe in neue Zweifel stürzen, bei vielen Anstoss erregen, aber hoffentlich auch einigen neue Anstösse geben“ (VI). Hat es wirklich das „lösende Wort“ gesprochen? Und welcher Art sind die „Anstösse“, die es gibt? Zu diesen Fragen müssen wir jetzt, wenigstens prinzipiell, Stellung nehmen.

Bevor wir indes an diese wahrlich nicht leichte Aufgabe herangehen, seien einige Bemerkungen betreffs der äusseren Form des Werkes gestattet: Der ungeheure Umfang (800 Seiten) fällt auf. Bei genauerer Lektüre gewinnt man auch den Eindruck, dass zur gründlichen Behandlung des Problems im Sinne des Verfassers die Hälfte des Umfanges genügt hätte. Die Ausführung hätte sicher an Klarheit und Durchsichtigkeit gewonnen. So wie es jetzt vorliegt, ist es überreich an Wiederholungen, die nicht lediglich durch die uns wenig übersichtlich scheinende Disposition veranlasst sind. (Nur nebenbei sei erwähnt, dass sich in dem Buche sehr viele, zum Teil sinnstörende Druckfehler finden. Einer sei hier erwähnt: S. 200 letzte Zeile muss es [nach der Fermatschen Formel]  $(6 + 1)^2 (9 - 6 - 1) = 98$  heissen.) Die Breite und die dadurch bedingte Schwerfälligkeit der Ausführungen scheint mir übrigens zur Genüge erklärt zu werden durch die peinliche Sorgfalt des „Herausgebers“, die Arbeit möglichst im ursprünglichen Zustande zu veröffentlichen. Diesem vom Standpunkte philologischer Treue durchaus erwünschten Bestreben möchten wir nun freilich vom philosophischen Standpunkte den Wunsch nach einheitlicher Durchorganisation des Stoffes als mindestens gleichberechtigt entgegenstellen. Um Missverständnissen vorzubeugen, sei aber gleich hinzugefügt, dass dieser Wunsch nicht etwa der Beobachtung einer zusammenhanglosen und inkonsequenten Darlegung entsprungen ist: Im Gegenteil, es muss rühmend hervorgehoben werden, dass der Verfasser seinen Grundgedanken von Anfang bis zu Ende in voller Schärfe zur Geltung zu bringen versteht.

Was nun die Beurteilung des Inhalts anbetrifft, so wollen wir die philosophiegeschichtlichen Abschnitte des Werkes von vorneherein ausscheiden. Nicht als ob sie uns unbedeutend erschienen! Im Gegenteil, gerade diese reichhaltigen Ausführungen, die ebenso von der philologischen Akribie des Verfassers, wie von der philosophischen Verarbeitung des Materials Zeugnis ablegen, gehören zu dem Instrukтивsten von allem, was dieses Werk bietet. Gleichwohl wollen wir uns ein näheres Eingehen auf die hier gebotenen Angaben versagen, indem wir eine kritische Stellungnahme zu ihnen kompetenteren Forschern überlassen. Nur eine Bemerkung sei erwähnt: Mit Kurt Sternberg (Kantstudien XVI Heft 2 und 3 S. 334) sind wir der Meinung, dass Kant in seiner Auffassung der Kategoriale Begriffe, trotz einiger unleugbarer Anklänge an eine rein fiktive Interpretation, der Vaihingerschen Ansicht doch nicht so nahe kommt, als dieser es annimmt. Den eigentlichen Gegenstand unserer Kritik soll nun aber die rein philosophische Seite des Werkes, seine logischen und erkenntnistheoretischen Behauptungen, bilden; nur um dafür eine möglichst objektive Grundlage uns zu schaffen, haben wir zunächst eine allerdings selbständig angeordnete, aber inhaltlich zum grössten Teil wortgetreue Darstellung der Vaihingerschen Ansichten zu geben versucht. Den Gesamteindruck dieser Skizze können wir wohl in die Worte zusammenfassen, dass Vaihinger uns die

Unmöglichkeit aller Erkenntnis als Erfassung der Wirklichkeit (die negative Seite seiner Lehre) und die Unentbehrlichkeit der logischen Bearbeitung des Erfahrungsmaterials für ein richtiges Reagieren auf die Eindrücke der Wirklichkeit (positiv-praktische, „pragmatistische“ Seite seiner Auffassung) zu begründen versucht hat. Ist ihm nun dieses Unternehmen gelungen?

Forschen wir zunächst nach den Voraussetzungen, mit denen dieser „kritische“ Positivismus rechnet! Grundlegend ist hier nun die Annahme einer „Wirklichkeit“, die von einer „unwandelbaren Gesetzmässigkeit“ (289) beherrscht ist, und einer „Psyche“, deren Denken nur „eine bescheidene Rolle im Haushalt der Natur“ (292) spielt, und die „eine stets sich selbst vervollkommnende Maschine“ ist, „welche den Zweck erfüllt, möglichst sicher und rasch und mit geringstem Kraftaufwand die lebenserhaltenden Bewegungen des Organismus auszuführen“ (178). Die „instinktive, unbewusste Zwecktätigkeit der Psyche“ wird von Vaihinger immer von neuem als treibendes und richtunggebendes Agens all ihrer Lebensäusserungen hervorgehoben. Freilich macht er gelegentlich die Einschränkung, dass er „diese teleologische Ableitung nur heuristisch gelten lassen“ wolle (320), aber seine Gesamtauffassung ist derart in dieser biologischen Anschauungsweise verankert, dass wir in ihr nicht lediglich eine heuristische Annahme, sondern vielmehr ein konstitutives Prinzip seiner Lehre sehen müssen. — So fällt schon recht viel aus dem, wie es doch den Anschein hatte, alles umfassenden Rahmen der „Fiktionen“ heraus: Die Natur, das Gebiet des Seins, das seine eigenen Wege, unbeirrt um das Denken der „Psyche“, geht, und dieses Denken selbst mit seiner es unbewusst, aber auch unumschränkt beherrschenden Zielstrebigkeit, das Denken, das im Dienste des Organismus an die „Wirklichkeit“ sich anpassen sucht, das „Umwege“ einschlägt und die Wirklichkeit „verfälscht“, nur um besser an sie heranzukommen, und um den Organismus zur Selbsterhaltung und Selbstbehauptung immer geschickter zu machen. Wodurch vergewissern wir uns aber von der Existenz und der Beschaffenheit dieser Voraussetzungen? Doch durch das Denken selbst? Also kann doch nicht alles, was das Denken feststellt, ins Bereich der Fiktion versetzt werden! Und die Wahrheit, sie ist doch mehr als der „zweckmässigste Irrtum“! — Wir sehen: will man im Sinne der relativistischen Auffassung Vaihingers jedes absolute Fundament des Erkennens leugnen, so kommt man um eine ungeheure „petitio principii“ nicht herum. Da sind doch die transzendentalen Idealisten, welche die Wirklichkeit aus Setzungen des reinen Denkens abzuleiten versuchen, und die Vertreter der „reinen“ Erfahrung, welche jede Scheidung in Subjekt und Objekt aus dem ursprünglich „Gegebenen“ eliminieren, trotz aller willkürlichen Einseitigkeit ihrer Tendenz nach konsequenter!

Doch, tun wir Vaihinger nicht etwa Unrecht? Betont er nicht ausdrücklich, dass das Wirkliche eben nur die „Empfindungen“ sind? So scheint auch sein Standpunkt ein positivistischer im strengsten Sinne des Wortes zu sein. Was heisst aber „Empfindung“? Liegt nicht in diesem Worte selbst die Differenzierung in Subjekt und Objekt bereits enthalten? Vollends, wenn man mit Vaihinger die von subjektiven Einflüssen unabhängige, der Tätigkeit des psychischen Ordners widerstrebende Koordination und Sukzession der Empfindungen als etwas ihnen selbst Anhaftendes betont! Hat doch der Hauptbegriff der Ausführungen Vaihingers, der Begriff der „Fiktion“ selbst, keinen Sinn, wenn nicht dem „fingierten“ Gebilde eine davon abweichende Wirklichkeit gegenübersteht, wie denn ja auch Vaihinger selbst „reale“ Vorgänge von „fiktiven“ unterscheidet, ohne uns allerdings zu sagen, wie wir von „realen“ Vorgängen überhaupt sprechen können, wenn wir in keiner Weise der Wirklichkeit beim Erkennen haften können! Der Unterschied der „Semifikationen“ von den Fiktionen beruht ja nach Vaihinger auf ihrer grösseren Annäherung an die „realen“ Verhältnisse, und die „Hypothese“ vollends tendiert nach ihm (im Gegensatz zur Fiktion) auf eine direkte Erfassung des Realen hin! Es bleibt also dabei, das Reale in seiner gesetzmässigen Ausstattung und Ordnung und mit seiner Scheidung in „Wirklichkeit“ und „handelnde Subjekte“ ist die grundlegende, dogmatische Voraussetzung des Vaihingerschen Systems, und zwar eine Voraussetzung, die seinen Folgerungen direkt widerspricht.

Wie steht es nun mit der „Fiktionstheorie“ selbst? Müssen wir etwa als Gegner der Grundvoraussetzung Vaihingers leugnen, dass das Denken sich überhaupt der Fiktionen bedient? Keineswegs! Wir sehen es vielmehr als ein Verdienst der modernen Logik an, dass sie uns die oft so verschlungenen, mit der Wirklichkeit nicht immer parallel laufenden Pfade des diskursiven Denkens immer klarer zum Bewusstsein bringt. Und in dieser Hinsicht hat gerade Vaihinger, wie wir uneingeschränkt zugeben, durch seine tiefdringenden Untersuchungen über den Fiktionsbegriff einen überaus wertvollen Beitrag geliefert, um einer Verwischung der Grenzen zwischen Hypothese und Fiktion und damit einer verhängnisvollen Verwirrung in der Abschätzung der Denkresultate vorzubeugen. Man darf aber die Bedeutung des Fiktionsbegriffs nicht überspannen und in der Entdeckerfreude nicht überall „Fiktionen“ finden wollen! Sonst schwebt man in Gefahr, bei aller Hinneigung zum Nominalismus einem eigenartigen Begriffsrealismus zu verfallen, für den die „Fiktion“ zum Allheilmittel für alle Erkenntnisschwierigkeiten sich gestaltet!

Vaihinger ist vom psychogenetischen Standpunkt aus durchaus im Recht, wenn er von allmählichen Uebergängen der Semifikationen in echte Fiktionen spricht und auf das „Gesetz der Ideenverschiebung“ (219 ff.) aufmerksam macht, demzufolge „eine Anzahl von Ideen verschiedene Stadien der Entwicklung durchlaufen, und zwar das

der Fiktion, der Hypothese, des Dogmas, und umgekehrt . . .“ (219). Vom erkenntniskritischen Standpunkt indes muss auf eine exakte Definition der einschlägigen Begriffe Gewicht gelegt werden, weil sonst alle Bestimmungen flüssig werden, und dadurch eine reinliche Scheidung und Beurteilung der Begriffsbedeutungen unmöglich gemacht wird; nicht, wie wir — auf Umwegen und Irrpfaden — zur Erkenntnis gelangen, ist ja das Grundproblem der Erkenntniskritik, sie fragt vielmehr, was Erkenntnis ist, und erst in zweiter Linie, inwiefern wir Erkenntnisse erwerben! Von diesem Standpunkt aus erscheinen uns nun aber die Begriffe der Halffiktion und der Fiktion nicht erschöpfend genug definiert, und in diesem Mangel erblicken wir gerade den Grund für die unseres Erachtens allzu radikale Anwendung des Fiktionsbegriffs in der erkenntnistheoretischen Betrachtung. Wenn nämlich Vaihinger die Halffiktionen als „Vorstellungsgebilde“ bezeichnet, „welche nur der gegebenen Wirklichkeit widersprechen, resp. von ihr abweichen, ohne schon in sich selbst widerspruchsvoll zu sein“, so scheint uns diese Definition zu negativ zu sein. Das „Abweichen“ der Halffiktionen von der Wirklichkeit setzt doch auch eine gewisse Uebereinstimmung voraus. Die „künstliche Einteilung“ z. B. enthält ja unfraglich ein fingiertes Moment: der vom Ordner selbständig gewählte Gesichtspunkt braucht mit dem „natürlichen System“ in keiner Beziehung zu stehen, und doch: dass der Ordner von diesem einmal gewählten Gesichtspunkte aus nur eine bestimmte Anzahl von Objekten und zwar streng in einer exakt angebbaren Reihenfolge zusammenfassen muss, liegt nicht mehr in seiner Gewalt, es ist in der Natur der Gegenstände begründet. Und dieses selbe „fundamentum in re“ muss Vaihinger selbst bei den Allgemeinbegriffen und bei den abstrakten Begriffen anerkennen, ein Zugeständnis, das aber seinem extremen Nominalismus keineswegs günstig ist: Ist nämlich für die Zusammenfassung der Einzelinhalte in den „summarischen Fiktionen“ (Allgemeinbegriffen) der in den Wahrnehmungen vorfindliche „Gestalttypus“ massgebend, so kann eben die Zusammenfassung nicht als rein fiktiv bezeichnet werden; ihr liegt ein reales Moment zu Grunde, und so sehr es wertvoll ist, vor der Verdinglichung der Begriffe zu warnen, so sehr muss auch nachdrücklich auf dieses realistische Motiv aller Verallgemeinerungen hingewiesen werden. Das Gleiche gilt von den „abstrakten“ Begriffen, die als solche unfraglich wiederum „entia rationis“ sind, aber auch hier finden wir ein „fundamentum in re“: die an sich unselbständigen Teile könnten nicht herausgelöst werden, wenn sie nicht in den konkreten Gegenständen enthalten wären. Es ist demnach unberechtigt, lediglich aus dem „fiktiven“ Charakter dieser Denkprodukte erkenntnistheoretische Konsequenzen zu ziehen; es gilt vielmehr, mit Sorgfalt den in ihnen wirksamen realistischen Motiven nachzuspüren, um an ihrer Hand einen Begriff von der Wirklichkeit zu erhalten, der diese zwar nicht „abbildet“, wohl aber zuverlässig von ihr Kunde gibt.

Voraussetzung ist es allerdings, dass die das Sein beherrschende Gesetzmässigkeit, die ja auch Vaihinger annimmt, uns nicht völlig transzendent bleibt, oder, anders ausgedrückt, dass Denken und Sein, so sehr ihre Wege auch im einzelnen auseinandergehen, doch in ihrer grundlegenden Gesetzmässigkeit übereinstimmen. Dass diese alles wissenschaftliche Forschen erst ermöglichende Voraussetzung übrigens keine blind hingegenommene „Vermutung“ ist, wird uns klar, wenn wir nur mit Husserl zwischen Natur- und Idealgesetzen des Denkens genau unterscheiden: Nur die letzteren, mit Einsicht am Denkgegenstand konstatierten Gesetzmässigkeiten treten uns, eben weil sie an ihm festgestellt sind, zugleich als Fundamentalgesetze des Gegenstandes und damit alles dessen, was „Gegenstand“ ist, entgegen, und diese mit Einsicht zu erfassende Koinzidenz zwischen den Fundamentalgesetzen des Denkens und des Seins begründet unsere Ueberzeugung von der „Wahrheit“ d. h. von der objektiven Gültigkeit unserer Erkenntnisse. Sie ermöglicht auch die einzig und allein befriedigende Antwort auf die Grundfrage des Verfassers: „Wie kommt es, dass wir mit bewusst falschen Vorstellungen doch Richtiges erreichen?“ Denn die schliessliche Antwort Vaihingers, dass die nachträgliche Korrektur oder Elimination der bewusst falschen Voraussetzungen eine Anpassung an die Wirklichkeit erklärt, weist selbst über sich hinaus auf das weitere Problem: Was verstehen wir unter zweckmässiger Anpassung? Und wie ist ein derartiger Zweckzusammenhang zwischen psychischen Gebilden und physischen Vorgängen denkbar? Beides Fragen, die unseres Erachtens auf jene Koinzidenz von Denken und Sein zurückweisen. Wir sind uns vollbewusst, dass wir mit diesem „objektivistischen“ Standpunkte von dem Kantischen Kritizismus, wenigstens wie er gemeinhin aufgefasst wird, abweichen; wir glauben aber auch, dass eine rein subjektivistische Deutung Kants, die Auffassung also, welche die Kluft zwischen Subjekt und Wirklichkeit als gegeben und unüberbrückbar ansieht, eine dogmatische Voraussetzung ist, die das Erkenntnisproblem von vorneherein in falsche, allzu enge Bahnen lenkt und verwirrt. — Es ist nur natürlich, dass für unseren Standpunkt auch die Kategorien eine andere Bedeutung gewinnen, als für den Verfasser. Kategorien sind keine Fiktionen, so richtig es auch ist, dass z. B. die Scheidung von „Ding“ und „Eigenschaft“ nur eine nachträgliche, durch unser Denken bewirkte ist, und dass die leere Etikettierung der einzelnen Elemente der Wirklichkeit als „Ursachen“ oder „Wirkungen“ uns keinen Schritt auf dem Erkenntniswege weiterführt. Die von uns formulierten Kategorien sind vielmehr Hinweise auf reale Zusammenhänge und Gesetzmässigkeiten, Strebe Pfeiler unseres Erkenntnisgebäudes, die selbst auf einer apriorischen Gesetzmässigkeit des Gedachten gründen und deshalb imstande sind, unserem stetig sich entwickelnden Erkennen festen Halt zu gewähren. Mögen im Fortschritt der Wissenschaften neue Kategorien gefunden werden (man denke an die Methodologie der Geisteswissenschaften!), mögen die alten

eine prägnantere Fassung erhalten, — ohne jenes objektive, als unerschütterlich vorauszusetzende Fundament wäre auch dieser Fortschritt nicht denkbar! Und so bietet die Anwendung der Kategorien auf die Wirklichkeit nicht bloss den Anschein der Begreiflichkeit, sondern vollgültige Erkenntnis! Wenn wir von den wahrgenommenen Inhalten aus nach der zu grunde liegenden „Substanz“ forschen, so liegt das erkenntnisfördernde Moment hier eben in der Unbefriedigung mit den anscheinend regellos wechselnden Inhalten. Und die konkrete Sukzession der Inhalte, die bei aller kausalen Erklärung nach Vaihinger die eigentliche Erkenntnis begründen soll, wird doch selbst als solche nur deshalb erkannt, weil in ihr die kausale Gesetzmässigkeit festgestellt wird. Allerdings verwenden wir eine andere Terminologie als Vaihinger, — eine Differenz, die auf sachliche Unterschiede zurückweist: Was Vaihinger „wissen“ oder „erkennen“ nennt, ist für uns ein „Vorfinden“ oder „Anerkennen“, und nur dem sachlich bedingten Ordnen der Inhalte, ihrer Zurückführung auf letzte Gründe und Gesetze schreiben wir „Erkenntnis“wert zu. Eine von diesem Standpunkt aus berechnete Folgerung ist es auch, dass wir die Ideen „Gott“, „Freiheit“, „Unsterblichkeit“ nicht einfach mit Vaihinger in das Gebiet der „Fiktionen“ verweisen, dass wir vielmehr Handhaben zu besitzen glauben, um im Fortschritt des Erkennens uns von der realen Bedeutung dieser Ideen zu vergewissern. Dieser Hinweis mag genügen. Wir werden auf den „Fiktions“charakter dieser Ideen weiter unten von einer anderen Seite her zurückkommen.

Den Ausführungen des Verfassers über die „reinen“ Fiktionen, also über die „in sich selbst widerspruchsvollen Hilfsgebilde des Denkens“ (mathematische Fiktionen, Fiktionen der Naturwissenschaft, juristische Fiktionen) können wir uneingeschränkter zustimmen: sie können nicht „verifiziert“, d. h. als tatsächlich vorhanden konstatiert, sondern nur „justifiziert“, als brauchbare Hilfsmittel anerkannt werden. Aber auch hier erhebt sich ein Bedenken: Was heisst „justifizieren“? Wofür sollen die Fiktionen „brauchbar“ sein? Man sieht, ihre „praktische“ Bedeutung ist nicht eindeutig genug bezeichnet. Wir glauben durchaus im Sinne des Verfassers die Antwort auf die gestellte Frage folgendermassen geben zu können: Die Fiktionen sind „brauchbar“ für den jeweiligen Zweckzusammenhang, um dessentwillen sie aufgestellt sind. Sie werden „justifiziert“, insofern ihre Zweckdienlichkeit anerkannt wird. Ihre „praktische“ Bedeutung richtet sich demnach nach dem Gebiet, für das sie verwendet werden. Daraus folgt, dass die Fiktionen auf dem wissenschaftlichen Gebiete den Zwecken theoretischer Erfassung dienstbar sind: hier werden sie justifiziert, insofern sie die theoretische Erfassung ermöglichen oder erleichtern.

Indem wir so die Eigenart des theoretischen Erfassens betonen, verstossen wir allerdings gegen einen Fundamentalsatz der Vaihingerschen

Doktrin, die alle und jede psychische Betätigung, also auch das Denken, in den Dienst der „Selbsterhaltung“ des Organismus stellt und so rein praktischen Interessen — mit bewusster Vernachlässigung des theoretischen Momentes — unterwirft. Wir müssen deshalb unsere Unterscheidung genauer rechtfertigen. Zu diesem Zwecke ist es erforderlich, sich wieder den Unterschied der psychogenetisch-biologischen und der erkenntniskritischen Betrachtungsart zu vergegenwärtigen. Dass unser Denken im Haushalt unseres Organismus eine bestimmte dienende Rolle zu erfüllen hat, dass diese Aufgabe des Denkens in der immer allseitigeren Orientierung innerhalb der Umwelt und in der Auswahl der zweckmässigen Reaktionsweisen besteht, und dass deshalb das praktisch Brauchbare und Fruchtbare der Denkbetätigung nicht immer mit der sachlichen und formalen „Wahrheit“ der Denkergebnisse zusammenfällt (64 f.), — das alles können wir uneingeschränkt unterschreiben. Aber es ist damit keineswegs erwiesen, dass das Denken nur diesen Zwecken dienen soll, ja, es ist direkt zu bestreiten, dass es auf die Dauer selbst diese Aufgabe zweckdienlich erfüllen kann, wenn es sich nicht — bei seiner Betätigung — immer verschiedener von allen praktischen Tendenzen emanzipiert: Wie die Verwertung der physikalischen Prozesse im Organismus ihre eigene Gesetzmässigkeit nicht ersetzt, sondern voraussetzt, so entscheidet die teleologische Betrachtung des Denkens nichts über die immanenten Gesetze und Ziele des Denkens. Diese immanente Struktur des Denkens kann nun keine biologische Methode ermitteln: logische Analyse und erkenntniskritische Ausdeutung sind hier allein massgebend. Bei einer derartigen Betrachtung müssen wir aber „Denken“ als sachlich bedingtes Vergleichen, Unterscheiden, Ordnen und „Erkennen“, als denkendes Erfassen des sachlich Gegebenen definieren, unbeschadet aller transzendenten, auf die Erhaltung des Organismus abzielenden Aufgaben des Denkens. Wir sehen also, die „Theorie“ lässt sich nicht restlos auf die „Praxis“ zurückführen: sie ist und bleibt vielmehr die Leuchte, die mit ihrem eigenen, nicht von der Praxis erborgten Lichte auch die dunklen Pfade der Umwelt erhellt. Das Handeln regt uns zum Denken an, die Not des Daseins drängt uns zur Verfeinerung der Denkbetätigung, das alles ist wahr, aber das Denken bleibt doch seinem idealen Gehalte nach etwas der Praxis gegenüber Selbständiges: es lässt sich nicht als „Instrument“ des Handelns definieren, ohne damit auch diese Bedeutung zu verlieren.

Das theoretische Erfassen der Wirklichkeit, das wir so allen pragmatistischen Reduktionsversuchen zum Trotz in seiner Eigenart und in seinem Eigenwert zu wahren versuchen, ist dabei auch nach unserer Auffassung kein Abbilden der Wirklichkeit, kein einfaches Hinnehmen. Es ist ein Verarbeiten der Eindrücke, eine stetig fortschreitende Vertiefung in den Wirklichkeitsgehalt, aber eben zum Zweck der Eruiierung dessen, „was ist“. Unser Erkennen ist und bleibt ferner Stückwerk, weil es von der Schale

mühsam zum Kern vordringt, und es bedarf in der Tat häufig Hilfskonstruktionen, die eine Ergänzung bieten für die Lücken unseres Wissensgebäudes und die durch stetig neue „Anpassung“ verbessert oder durch andere Konstruktionen ersetzt werden (vgl. die Ersetzung der „Atomhypothese“ durch die „Elektronentheorie“); aber dieser Relativismus unseres Erkennens ist nur denkbar, weil das zu Erkennende auf fester Basis ruht: sonst wäre ja ein „Anpassung“ ein Widerspruch in sich (vgl. Switalski, „Der Wahrheitsbegriff des Pragmatismus nach W. James“, 1910, und „Probleme der Begriffsbildung“ Philos. Jahrb. Januar 1912).

Mit dieser entschiedenen Betonung der Eigenart des theoretischen Verhaltens hängt naturgemäss eine von Vaihinger abweichende Auffassung des Wahrheitsbegriffs zusammen. Vaihinger unterscheidet, obwohl er nur von einer „doppelten“ Wahrheit spricht, eigentlich eine dreifache: zunächst die Wahrheit als Feststellung der unabänderlichen Sukzessionen (die eigentlich „reale“ Wahrheit); dann die „Wahrheit“ der Formen des Denkens, von der der Satz gelte, dass „die Wahrheit der zweckmässigste Irrtum“ sei (192 f.), und endlich die „Wahrheit“ der „Als-Ob“-Betrachtung (760 ff.), die nur eine bildliche ist („Wahrheit“ soll hier nur den idealen Wert gewisser Fiktionen bezeichnen). „Wahr“ im ersten Sinne sind nach Vaihinger die Empfindungen, ihre Koexistenz und Sukzession, „wahr“ im zweiten Sinne die Semifiktionen und Fiktionen, sofern sie wissenschaftlich brauchbar sind, „wahr“ im dritten Sinne endlich sind für den Verfasser die religiösen Grundbegriffe.

Dass wir die Kluft zwischen den beiden zuerst genannten Bedeutungen der „Wahrheit“ nicht anerkennen können, ist oben bereits näher begründet. Hier wollen wir unser Augenmerk auf den dritten Wahrheitsbegriff, den Vaihinger im Anschluss an Lange formuliert, richten: Es erscheint uns zunächst misslich und irreführend, in Anpassung an den Sprachgebrauch von „religiösen Wahrheiten“ zu sprechen, wenn man ihren Lehrgehalt leugnet und sie nur als Fiktionen, wenn auch als wertvolle Fiktionen, gelten lassen will. — Im Hinblick auf die Einheit der menschlichen Natur ferner und auf die teleologische Bedeutung des Denkens im Dienste dieser Einheit — ein Motiv, das gerade der biologischen Betrachtungsweise entnommen ist — muss gegen die radikale Trennung des Wissens vom Glauben, der Wirklichkeit vom Ideal protestiert werden: ein auf rein fiktiver Grundlage ruhender Glaube, ein erdichtetes Ideal ist ein Schemen, das an sich keine Motivationskraft für den normalen Menschen hat; nur in Anlehnung an eine Gesetzmässigkeit, von deren Realität man überzeugt ist, können Fiktionen Bedeutung erhalten und insofern das Handeln bestimmen; getrennt von ihr sind es reine Illusionen, denen nur Selbsttäuschung Wert beimessen kann. Der ideale Wert der religiösen Wahrheit kann, so wollen wir uns positiv ausdrücken, nur dann aufrecht erhalten werden, wenn sie „Wahrheit“ im strengen Sinne ist, wenn sie also, — so „rätsel-

haft“ auch der „Spiegel“ sie wiedergibt, in dem wir sie schauen, — doch auf durchaus realer Basis beruht und auf eine ewige „Wahrheit“ zurückführt.

Wir verhehlen uns nicht, dass wir damit eine Auffassung vertreten, die der Vaihingerschen diametral gegenübersteht: Vaihinger ist Kantianer in dem Sinne, dass er die „Rechte“ des Erkenntnissubjekts, seine „Autonomie“ und sein „schöpferisches“ Verhalten beim Formen der Wahrheiten betont. „Wahr“ muss also für ihn das und nur das sein, was den „Bedürfnissen“ (im edelsten und umfassendsten Sinne) des Subjekts irgendwie entspricht. Wer dagegen mit uns im Hinblick auf die unverrückbar gültigen Werte, an die der Menschengestalt sich gebunden sieht, und auf die Umwelt, von der er sich in vieler Beziehung abhängig fühlt, das Subjekt in einen umfassenderen, weltumspannenden Zusammenhang hineinstellt, für den behält die Wahrheit ihren überindividuellen, allgültigen Charakter, und, was wir „Wahrheit“ nennen, ist nur eine Aneignung jener für sich bestehenden Wahrheit, ein mehr oder minder gelingendes Erfassen der Wirklichkeit an der Hand der transsubjektiven und doch in unserem Innern herrschenden Idealgesetze.

Vaihinger konnte somit uns nicht „das lösende Wort in quälenden Problemen bringen“. Aber dankbar erkennen wir an, dass die von seinem Werk ausgehenden Anregungen vielfach fruchtbar sind, Anregungen positiver Art, insofern Vaihinger mit Nachdruck eine sorgfältige Scheidung des Subjektiven vom Objektiven in unserem Erkenntnisganzen als unabweisbar notwendig erweist, und nicht minder wertvolle Anregungen in negativer Hinsicht, indem sein Werk zur kritischen Stellungnahme und damit zur Klärung der eigenen Ansichten geradezu herausfordert.